

Gustav Feichtinger

Die Geißel des Vergessens

Im Kampf mit Alzheimer

© 2016 Gustav Feichtinger

Autor: Gustav Feichtinger

Umschlaggestaltung, Illustration: Silvana Podaras

Lektorat, Korrektorat: Mais Toda

Weitere Mitwirkende: Andrea Seidl, Lisa Wapp

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN: 978-3-99057-147-7 (Paperback)

ISBN: 978-3-99057-148-4 (Hardcover)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

Prolog.....	5
Die Paisa-Mutation	7
Die Gabe der Inka	15
Gefangen in Santa Elena.....	25
Auf steilen Pfaden.....	39
In Puerto de Males	51
Am Pfahl des Grauens.....	68
Im verlassenen Dorf	85
Die Alte im Wald.....	104
Das Tambo auf der Insel.....	121
Am See der Inka	142
Teds Verrat	159
Epilog.....	171

Prolog

Dutzende Millionen Menschen sind weltweit an Demenz erkrankt. Sie verlieren nach und nach die Erinnerung, den Verstand, die Körperfunktionen – alles was das Leben ausmacht. Die Alzheimer-Erkrankung beginnt schleichend. Beim Auftreten erster Symptome, permanenter Vergesslichkeit und Erinnerungslücken, sind bereits Milliarden Gehirnzellen aufgrund von Proteinablagerungen abgestorben. Das Gehirn verliert an Gewicht und ist irreparabel geschädigt.

Das Risiko an Alzheimer zu erkranken steigt dramatisch mit dem Lebensalter. Ab dem achten Lebensjahrzehnt ist schätzungsweise jeder Dritte betroffen. In den zunehmend älter werdenden Bevölkerungen entwickelt sich die ‚Krankheit des Vergessens‘ zu einer Geißel für die Menschheit. Seitdem dies erkannt wurde, steht die Bekämpfung von Demenzerkrankungen im Zentrum der medizinischen Forschung.

In der Provinz Antioquia im Nordwesten Kolumbiens gibt es eine Gegend im Anden-Hochland, in der nahezu jeder zweite Einwohner an Alzheimer leidet. Nirgendwo sonst auf der Welt leben ähnlich viele Demenzkranke auf so engem Raum zusammen wie in diesen abgelegenen Dörfern. Die Nachkommen baskischer Einwanderer weisen einen bestimmten genetischen Defekt auf, und da sie vorwiegend untereinander heiraten, so vererbt sich dieser von Generation zu Generation¹.

¹ Tatsachenbericht ‚Die Welt am Sonntag‘, Nr. 30, 26. Juli 2015

Die genetische Abweichung, die nach den Einwohnern dieser Region als ‚Paisas-Mutation‘ bezeichnet wird, zeigt noch eine ungewöhnliche Besonderheit. Das Leiden tritt schon in jungen Jahren auf: bereits in der dritten Dekade kommt es zu verstärkten Proteinablagerungen im Gehirn! Die Region der Paisas stellt sozusagen ein natürliches Labor dar, in dem Mediziner den Ursachen der ‚Geißel des Vergessens‘ auf die Spur zu kommen hoffen. Ihnen bietet sich hier Gelegenheit, Medikamente und Behandlungsweisen vor Ort zu testen. An der nächstgelegenen Universität, jener von Medellín, werden verstärkte Anstrengungen unternommen, diese Untersuchungen zu intensivieren – auch in Zusammenarbeit mit internationalen Institutionen.

Die vorliegende Geschichte erzählt die Erlebnisse einer Gruppe junger Demenz- Forscher der Harvard Universität bei der Feldarbeit in Südamerika. Als sie mit ihren Untersuchungen beginnen wollen, erreicht sie die Nachricht, dass es am Ostabhang der Kordilleren ein Dorf gäbe, in welchem Alzheimer praktisch unbekannt sei. Dieser andere Extremfall erscheint dem Harvard- Team interessant genug, um ihn vor Ort zu untersuchen. Sie machen sich auf den Weg nach Santa Elena, um den Ursachen für das Nichtauftreten des Leidens nachzuspüren ...

Die Paisa-Mutation

Roberto Cellini war mittelgroß, drahtig und von dunklem Teint. Seine schwarze Haarmähne hatte ihm sein italienischer Vater vererbt. Seine tiefblauen Augen stammten von der südtiroler Mutter.

Rob, wie er von seinen Freunden genannt wurde, schwitzte. Trotz der 2500 Meter Höhe war es heiß im Auto. Die kurvenreiche, schmale Straße, eher eine Piste, schmiegte sich eng an steile Berghänge. Rob, der im Wagenfond saß, wurde hin- und hergeworfen. Sein Magen drohte zu revoltieren. Der Fahrer preschte rücksichtslos voran und kam dem gähnenden Abgrund öfter bedenklich nahe. Das Tal unter ihnen und die gegenüberliegenden Berge schimmerten grün-blau im Licht der hoch stehenden Sonne.

Roberto klammerte sich an die Lehne des Vordersitzes, um in den Kurven nicht gegen seine Nachbarin geschleudert zu werden. Claire Moireau stammte aus Paris. Von ihrer aparten Erscheinung war zur Zeit wenig zu bemerken. Mit bleichem, staubbedecktem Gesicht kauerte sie in ihrer Ecke und vergaß die aufkommende Übelkeit aus Furcht vor der Tiefe.

„Musst du fahren wie eine gesengte Sau?“ kritisierte der dritte Passagier den Chauffeur. „Wen schert es, wenn wir unser Ziel eine halbe Stunde später erreichen – oder gar nicht, wenn du über den Straßenrand hinaus schießt.“ Der groß gewachsene US-Amerikaner namens Ted Burns, der kaum auf dem Beifahrersitz Platz fand, war von gewinnendem Äußerem. Er lächelte auch jetzt, trotz des eingeschlagenen Höllentempos.

Der Fahrer murmelte etwas Unverständliches und spuckte eine ganze Ladung gekauter Coca-Blätter durch das Fenster ins Tal. Die Geschwindigkeit seines Fahrzeugs nahm er jedoch nicht zurück.

Die drei Fahrgäste gehörten zu einem Team von Wissenschaftlern der weltberühmten Harvard-Universität, welche Zustandekommen und Behandlung von Demenz-Erkrankungen zu erforschen trachtete. Die Harvard-Leute waren von Boston ins nordwestliche Kolumbien gereist, um genetische Besonderheiten der Alzheimer-Krankheit zu untersuchen. Ihr Standquartier befand sich in Medellín an der dortigen Universität. Leiter des Teams war Professor John Hunt, ein erfahrener Spezialist zur Erforschung der Alzheimer-Erkrankung. Claire, Rob und Ted befanden sich auf der Fahrt nach Angostura, einem Paisa-Dorf im Hochland der Anden. Claire hatte an der Sorbonne Medizin studiert und aufgrund ihres glänzenden Abschlusses ein Post-Doc-Stipendium an die amerikanische Elite- Universität erhalten. Roberto war Neurophysiologe, der sich auf Demenz spezialisiert hatte. Teds Fähigkeiten lagen in der Molekularbiologie. Daneben war er auch für die Logistik des Unternehmens zuständig. Alle drei waren noch keine dreißig Jahre alt. Hunt hatte sie unter den Besten ihrer Jahrgänge ausgewählt. Ihr Einsatz in Kolumbien sollte zeigen, inwieweit sie ihre theoretischen Kenntnisse in die Praxis umzusetzen vermochten.

*

Bei ihrer Ankunft in Angostura wurden sie von Doktor Francisco Lopera begrüßt. Der Doktor hatte schlöhweißes Haar, das ihm ins Gesicht hing. Sein Aussehen zeigte, dass unter seinen Vorfahren Indios waren. Sein von tiefen Falten zerfurchtes Gesicht

passte zu seiner gebeugten Gestalt. Lopera hatte vor etlichen Jahren die Genmutation entdeckt. Als er damals auf Männer und Frauen mit auffallenden Erinnerungslücken traf, dachte er zunächst nicht an Alzheimer, denn dazu waren die Verwirrten zu jung. Erst die von Lopera veranlassten Tests verschafften Aufschluss. Die Inzucht unter den Nachkommen der spanischen Einwanderer gibt den genetischen Defekt weiter. Hat ein Elternteil die Veränderung, so erben die Kinder die Mutation zu mindestens 50 Prozent.

Als Dr. Lopera die Harvard-Forscher am nächsten Tag durch das Dorf führte, bot sich den dreien ein bedrückendes Bild. Sie trafen auf kaum Dreißigjährige, die einfachste Wege nicht mehr fanden und ihre eigenen Namen vergessen hatten. Sie besuchten eine alte Frau, die drei ihrer bettlägrigen Kinder pflegte, die gefüttert und gewickelt werden mussten. Ihr Mann war mit vierzig in Umnachtung gestorben. Ihr Bruder hatte eines Tages nicht mehr vom Feld zurück gefunden; später hatte man ihn verdurstet in den Bergen gefunden...

Die Ordination von Dr. Lopera befand sich in einem Backsteinbau, der neben einer windschiefen Hütte errichtet war. „Eine Stiftung des Instituts für Alzheimer-Prävention in den USA“, wies der Arzt auf den Neubau hin. „Früher ordinierte ich in der Hütte daneben, ritt in abgelegene Bergregionen um Blutproben zu sammeln. Drogendealer und Rebellen haben mich oft festgehalten, aber heute ist alles leichter. Es ist genug Geld da, und meine Forschung wird anerkannt. Nur – Heilmittel haben wir noch keines gefunden ...“

„Wir müssen die Mechanismen ergründen, die Alzheimer auslösen“, setzte Francisco Lopera engagiert fort. „Bei Gesunden

sind die Proteine im Gleichgewicht. Bei der Paisa-Mutation hingegen wuchern die überschüssigen Eiweiße, legen sich über die Nervenzellen und lassen sie absterben. Doch den Auslöser hierfür kennen wir nicht ...”

Lopera reiste mit den drei Harvard-Forschern zurück nach Medellín, wo er an der Universität arbeitete. Gemeinsam mit dem Projektleiter Professor Hunt besprachen sie dann dort die weitere Vorgangsweise. An Freiwilligen, von denen sich genügend fanden, sollten bisher entwickelte Medikamente getestet werden. Die Studie würde sich über Jahre hinziehen und sollte sich sowohl auf Träger der Mutation sowie auf eine Kontrollgruppe gesunder Probanden beziehen. In einer anschließenden Pressekonferenz, die auf großes Interesse stieß, wurden Gehirne von an Alzheimer verstorbenen Personen gezeigt. Unter dem Mikroskop war die tödliche Umklammerung der Zellen deutlich zu erkennen. Der durch die Eiweißablagerungen hervorgerufene Gewichtsverlust des Gehirns manifestierte die Krankheit des Vergessens wohl am einprägsamsten.

*

„Wie können wir geschädigte Hirnzellen von den Ablagerungen befreien? Darauf läuft alles hinaus“, fasste Prof. Hunt bei der anschließenden Diskussion in größerem Kreis den Stand der Dinge zusammen. „In der Paisa-Mutation haben wir ein extremes Auftreten der Alzheimer-Erkrankung sozusagen in einer Art natürlichem Labor. Wir sollten in der Lage sein, aus dem Fluch, der über dieser Region liegt, Schlüsse über seine Bekämpfung zu ziehen ...“

Allgemeines Schweigen. Und dann brachte Roberto einen Einwurf, der - im Nachhinein betrachtet - dem ganzen Unternehmen eine ungeahnte, neue Wendung brachte.

„Und was wäre, wenn wir versuchten, das andere, entgegengesetzte Extrem zu studieren, nämlich eine Population, in der Alzheimer nur geringfügig oder überhaupt nicht vorkommt?“

„Gute Idee“, stimmte Claire zu, „nämlich die Bedingungen zu untersuchen, welche die Demenz verhindern und daraus ein Heilmittel zu erstellen.“

„Keine schlechter Gedanke“, stimmte auch Hunt zu, „aber existiert so eine Gegend überhaupt und wenn ja, wo liegt sie?“

Und dann kam die zweite Überraschung des denkwürdigen Brainstormings. Im Auditorium erhob sich jemand und verkündete in der eingetretenen Stille: „Mein Name ist Dr. Manuel Ruiz. Ich bin von der Universität Quito gekommen, um hier über Demenz zu lernen. Bei uns in Ecuador, am Abhang der östlichen Kordilleren gibt es ein Dorf, es heißt Santa Elena, in dem Alzheimer unbekannt ist.“

Damit war der Bann gebrochen. Die Lateinamerikaner schrien durcheinander, dass man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte. Hunt tat das Richtige. Er schloss die Sitzung, eilte in sein Büro und ließ sich mit der Medizinischen Fakultät der Universität Quito verbinden. Und in der Tat, dem Neurophysiologen dort war die Besonderheit von Santa Elena bekannt. Gar keine Fälle von

Alzheimer, das sei zwar übertrieben, aber deutlich weniger als im Durchschnitt, das stimme schon.

Am Abend traf sich dann das Forscherteam. „Rob, du fährst dorthin“, stellte Prof. Hunt apodiktisch fest. „Nimm Claire und Ted mit – mittlerweile seid ihr ja schon ein eingespieltes Team. Und Dr. Ruiz muss auch mit von der Partie sein. Ihr findet heraus, weshalb es in dem verdammten Andennest kein Vergessen gibt. Wir arbeiten inzwischen weiter an der Vorbereitung unserer Langzeitstudie.“

Ruiz nickt eifrig. „Es ist mir eine Ehre, sie nach Santa Elena zu begleiten. Ich kenne auch den dortigen Arzt ganz gut.“

Rob seufzte. „Muss das sein – ich habe noch genug von der wilden Autofahrt nach Angostura. Wie sind denn die Straßen in Ecuador, Señor Ruiz?“

„Sie haben Glück, Señor Roberto“, entgegnete Dr. Ruiz. „Bis zum vorigen Jahr konnte man Santa Elena überhaupt nur per Pferd oder Maultier erreichen – jetzt gibt es eine Piste, die mit Vierradantrieb leicht zu bewältigen ist.“

Roberto kratzte sich am Kopf und meinte mit einer Art verzweifelter Ergebung: „Ich muss es wohl hinnehmen, aber glaubt mir: lieber seziere ich ein Dutzend halb verwester Gehirne, als dass ich noch einmal eine solche Höllenfahrt nach Angostura mitmache ...“

„Vergiss nicht den Körperkontakt zu deiner Nachbarin auf dem Rücksitz, den du ja in den Serpentinen gesucht und gefunden hast, Amigo“, bemerkte Claire und warf Rob einen scheinbar schmachtenden Blick zu.

„Wir werden diesmal unseren Womanizer neben dich setzen, liebe Claire“, mengte sich Professor Hunt in die Diskussion ein. Die tiefe Röte, die daraufhin das Gesicht der Spötterin überzog, bewies allen Anwesenden, dass ihr Ted keineswegs gleichgültig war. Diese Tatsache, die Rob seit einiger Zeit bewusst war, verbesserte dessen Laune keineswegs. Denn wenn er auch in angeborener Schüchternheit keinerlei Vorstöße in dieser Richtung getätigt hatte, so verehrte er Claire nicht nur als Kollegin.

Und Ted, der Frauenversteher, wiegelte süffisant lächelnd ab: „Ich lasse natürlich Señor Cellini als Dienstälterem den Vortritt. Ich muss mich gänzlich der Molekularbiologie widmen und in meiner Freizeit um die Logistik kümmern, sodass mir für Flirts keine Zeit bleibt.“ Eine Welle der Abneigung brandete in Rob hoch. Nicht nur er wusste, dass Ted sich in Kaschemmen herumtrieb und Kontakten zu Halbweltdamen nicht abgeneigt war. Aber Roberto war rational genug, um seine Eifersucht als Grund für diese Hassgefühle zu sehen.

Die Gabe der Inka

Die Anfahrt nach Santa Elena zeigte sich als weniger schwierig als befürchtet. Gemeinsam mit Dr. Ruiz flogen Caire, Rob und Ted zunächst nach Quito. Die Straßen zu ihrem südöstlich gelegenen Ziel waren ganz passabel; nur beim letzten Stück handelte es sich um eine schmale Sandpiste, deren Bewältigung ihre Zeit brauchte. Der Ort erwies sich als eine Ansammlung von wenigen Steinhäusern und Holzhütten mit einer Plaza des Armas in der Mitte, an der die Kirche und das Rathaus standen. Der Bürgermeister und zwei Ärzte empfingen sie mit großer Freundlichkeit – ihr Besuch wurde vom Gesundheitsministerium unterstützt und war vom Provinzgouverneur telefonisch angekündigt worden.

Doch alle Freundlichkeit und guter Wille nützte nichts – keiner der Herren hatte eine Idee, worauf das Defizit an Demenzerkrankungen im Ort zurückzuführen sei. „Alzheimer sei hier tatsächlich unbekannt – in den vergangene Jahrzehnten seien ihnen nur drei Fälle bekannt geworden,” erklärten die Ärzte, „und davon seien zwei der Patienten von auswärts zugezogen.“ Und dann wiesen sie auf eine weitere Merkwürdigkeit hin: in den Nachbardörfern, die allerdings in der dünn besiedelten Region in einiger Entfernung lagen, trat Demenz in üblichem Ausmaß auf.

„Ich fresse meinen Sombrero ungekocht, wenn dies nicht eine Ursache hat, die allein auf Santa Elena zutrifft, für die angrenzenden Regionen jedoch nicht“, verkündete Ted. „Claro², aber wir müssen herausfinden, worin diese Besonderheit besteht“, entgegnete Claire.

² Spanisch: klar

Alle schienen ratlos. Doch dann meinte Dr. Gutierrez, einer der beiden lokalen Ärzte: „Fragen wir doch ‚El Médico‘³ – wenn es überhaupt wer weiß, dann ist er es. Ich glaube, er ist noch im Dorf um einzukaufen; erst gestern habe ich Ramón in der ‚Apotheke‘ gesehen.“

Als er die fragenden Blicke seiner Harvard-Kollegen bemerkte, erklärte er: „El Médico ist ein Arzt, der im östlichen Tiefland die Indios heilt. Er selbst ist Weißer, Europäer wie er mir einmal gesagt hat. Ich vermute, er hat kein Doktor-Diplom, aber er weiß mehr von der Heilkunde als alle anderen – deswegen auch sein Name. Er lebt auf einem Hausboot unten am Rio Curaray, mit dem er zu den Indios kommt. Er behandelt sie ohne Gegenleistung und tut ihnen Gutes, wo er nur kann, weswegen er manchmal auch als ‚El Benefactor‘⁴ benannt wird. Ramón Delaguerra ist sein Adlatus, der ihn ständig begleitet. Und die sogenannte Apotheke ist unserem einfachen Hospital angeschlossen. Wir sind stolz, dass wir neben unseren natürlichen Heilkräutern auch moderne Medikamente haben, wie etwa Penicillin.“

„Dann nichts wie hin zur Apotheke“, regte Rob an. Doch dort fanden sie die Gesuchten nicht. Der ‚Apotheker‘ allerdings, ein Mestize, der hinter den vielen Tiegeln, Flaschen und Schachteln mit Heilmitteln kaum hervorsah, meinte, dass man ihn wohl in der Cafeteria gegenüber finden könne. Und so war es dann auch.

Ramón entpuppte sich als echtes lateinamerikanisches Original. Er mochte an die fünfzig sein, wirkte kräftig und wohlgenährt –

³ Spanisch: ‚der Arzt‘

⁴ Spanisch: ‚der Wohltäter‘

eher eine Seltenheit im Andenhochland. Auch er war - mindestens - Halbindio und trug den schönen kastilianischen Namen Delaguerra, mit dem ihn der Arzt aus Santa Elena vorstelle. Als sich Ramón zur Begrüßung erhob, merkte man, dass er über einsachtzig war. Trotz seiner Statur bewegte er sich gewandt und elastisch.

„Buenos dias, Señores⁵ - was verschafft mir die Ehre? Darf ich die Señores auf ein Bier einladen?“, grüßte er ausnehmend freundlich. „Ah, das ist ja auch eine Señorita, que sorpresa, que linda⁶“, fügte er noch jovial hinzu.

Sie setzten sich und bestellten einige Flaschen cerveza⁷. Nachdem sie sich vorgestellt hatten und ihre Anliegen vorgebracht hatten, überlegte Ramón kurze Zeit. Dann ging ein Aufleuchten über seine Gesichtszüge und er sagte: „Ich habe da so meine Vermutung über die Ursache, weshalb es bei uns keine Demenz gibt - aber hier könnt ihr den chefe⁸ selbst fragen, er kommt gerade zur Tür herein.“ Damit wies er zum Lokaleingang.

In der Tat: als sie sich umwandten, betrat eben ein Mann die Cafeteria, der etwa an die sechzig Jahre zählen mochte⁹. Er war nicht groß, schlank, fast hager. Sein schwarzer Vollbart und die Haare leicht angegraut. Seine tiefen Falten erinnerten an Lopera; allerdings war trotz seiner gebräunten Haut deutlich, dass er der weißen Rasse angehörte. Am hervorstechendsten waren aber die Augen des Ankömmlings. Der Blick, mit dem er die Gesellschaft

⁵ Spanisch: Guten Tag, meine Herrn

⁶ Spanisch: Welche Überraschung, wie hübsch

⁷ Spanisch: Bier

⁸ Spanisch: Chef

⁹ Später stellt sich heraus, dass er erst 52 war.

musterte, war scharf und durchdringend, aber nicht unfreundlich. Claire hatte in ihrem ganzen Leben keine solchen ausdrucksvoollen Augen gesehen, wie jene des Mannes, schwarz wie eine Neumondnacht, unergründlich und – von einer tiefen Traurigkeit erfüllt.

„El Médico, I presume.“¹⁰, begrüßte Ted den Näherkommenden. Ein schwaches Lächeln war die Antwort. In akzentfreiem Amerikanisch entgegnete der Mann: „Aber ihr seid nicht Stanley, wie auch ich nicht Dr. Livingstone bin.“¹¹ Aber dann wandte er sich keinem der Männer zu, sondern Claire. Hatte er bemerkt, wie intensiv sie ihn gemustert hatte oder gab es einen anderen Grund? Nahezu scheu fasste er ihre Hand und sagte so leise, dass man es kaum hören konnte: „Auf diesen Tag habe ich lange gewartet. Ich habe nicht mehr gedacht, dass ich dein Bild sehen werde. Aber jetzt bist du endlich da ...“

Niemand sagte etwas. In der Bar war es so still, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören. El Médico hielt noch immer Claires Hand. Er wandte sie um und sah in ihre Handfläche. „Du erlaubst doch“, sagte er. Sie nickte und sagte ein paar Worte der Zustimmung. Nach kurzer Pause stellte er fest: „Du hast ein langes, erfolgreiches Leben vor dir – anders als andere ...“ Ein weiner Zug trat in sein Gesicht.

Bevor Claire antworten konnte, trat Ramón zum Médico. „Lass' gut sein, Jan. Die alten Dinge sind vorbei, endgültig.“ Die beiden bildeten ein kontrastreiches Paar. Hier der hochragende Mestize,

¹⁰ El Médico, vermute ich.

¹¹ Hier wird auf das berühmte Zusammentreffen von Dr. Livingstone und Stanley im Inneren Afrikas angespielt.

neben dem der Médico fast zwergenhaft wirkte. Dieser schüttelte sich, so als wolle er eine böse Erinnerung loswerden. Erst jetzt ließ er Claires Hand los.

„Gestatten sie, Señores, dass ich mich vorstelle. Ich bin Jan, Jan Milik. Mein Vater stammt aus Polen, meine Mutter war Deutsche. Ich bin seit fast drei Jahrzehnten in der Gegend. Wenn ich ihnen helfen kann, so werde ich das tun – nicht zuletzt auch, weil mich die Mademoiselle an jemand erinnert, die mir sehr viel bedeutet hat.“ Er hielt inne und seufzte. Seine Augen waren nass.

Jan Milik nahm Platz. Bier trank er keines, aber er ließ sich über das Problem informieren. Als schließlich die Frage aufgeworfen wurde, worin denn die Besonderheit von Santa Elena liegen mochte, die zum praktischen Nichtauftreten von Alzheimer führte, nickte El Médico und sah Ramón bedeutungsvoll an.

„Claro – die Sache ist klar wie Stiefelwichs, wie meine deutsche Großmutter zu sagen pflegte“, stellte er fest. „Ich habe das mit meinem Amigo schon des öfteren erörtert. Ihr seid bei uns an die richtige Adresse gekommen. Erkläre es den Gringos, wollte sagen den Gentlemen und der Lady, Ramón.“

Dieser ließ sich nicht lange bitten: „EL REGALO DE LOS INCAS¹²“, die Gabe der Inka, welche die Dorfbewohner vor mehr als vierhundert Jahren von einem der letzten Inkafürsten erhalten haben. Die Indios der Gegend haben sich als loyal gegenüber den Inka erwiesen und ihnen gegen die mordgierigen Konquistadoren geholfen. Zum Dank haben sie ihnen die Blätter einer Pflanze aus

¹² Spanisch: Das Geschenk der Inka

dem östlichen Tiefland gegeben. Diese Tradition wurde fortgesetzt und besteht bis heute. Indios liefern das Kraut in Ballen im Austausch gegen von ihnen begehrte Waren.“

„Es handelt sich um ein Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten, etwa bei Verdauungsstörungen, aber auch bei Epilepsie und Nervenleiden“, fügte Jan hinzu. „Wir sind sicher, dass das Geschenk der Inka auch für das Gehirn gut ist und Demenz zu verhindern hilft. Allerdings nicht immer.“ Der Médico hielt jäh inne. Ein Schatten fiel über sein Antlitz. Damals hätte uns der besorgte Gesichtsausdruck von Ramón stutzig machen sollen; so wurde uns erst später die Bedeutung von Jans letzter Bemerkung verständlich.

Aber im Moment nahm uns etwas anderes in Anspruch. Alle schrien aufgereggt durcheinander: „Wo können wir die Blätter bekommen? Wie wird die Medizin verabreicht? Wie kann die Wirksamkeit der Inkagabe getestet werden?“

„Einen Ballen des Heilkrautes könnt ihr aus unserer Apotheke erhalten“, meinte Doktor Gutierrez. „Viel mehr ist nicht lagernd, da in letzter Zeit auch Lieferungen ausgeblieben sind. Ich könnte mich übrigens ohrfeigen, dass ich nicht gleich an ‚El Regalo‘ gedacht hatte, als ihr nach Alzheimer gefragt habt.“ Der andere Doktor nickte zustimmend.

„Wir müssen auf schnellstem Weg zurück nach Medellín, um die Wirksamkeit zu testen“, regte Rob an. „Für den Anfang genügt es wohl, etwa zehn Alzheimer- Patienten im Frühstadium das Mittel zu verabreichen, ich nehme an, in Form von Tee, der aus dem Kraut gebrüht wird.“